

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 28.

Posen, den 27. Juli 1927.

Nr. 28.

Copyright by Atlantic Verlag, Leipzig.

Krasputin der Wundertäter.

Der Roman eines Abenteurers von Reinhold Eichader.

4. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Herrgott! Ist die Welt schön!“ rief er jubelnd aus, als er von einem Morgenritt mit seinem Schützling erfrischt wieder heimkam. Er reckte die sehnigen Arme zur Decke, als wolle er Sterne vom Himmelszelt reißen. Dabei fiel sein Blick auf den kostbaren Schreibtisch und blieb leicht erstaunt an dem Dolchmesser hängen, das tief in die eichene Platte gehohlet war. Er mußte sich anstrengen, um seine haarscharfe Schneide zu lösen. Ein gelblicher Zettel stak an seiner Spitze. Er nahm ihn und faltete ihn auseinander. Beim ersten Blick sah er als Namenszug unten das Bild eines Totenkopfs, grob aufgestempelt.

„Ah!“ machte er lächelnd. „Mein neuer Rivale!“ Er haßte über die Zeilen des Briefes, der mit der Maschine gesetzt worden war:

„... Ich bin über Ihre Person und Ihre Versuche zu meiner Entdeckung genau unterrichtet. Lassen Sie Ihre Finger aus dieser Geschichte. Ich warne Sie!...“

„Nett!“ brummte Matterton und brannte sich ruhig die Schagpfeife an. Er hängte den Dolch wieder quer an die Wand, die mit allen möglichen Waffen der Welt geschmückt worden war. Türkenfäbel und persische Dolche, afghanische Flinten, chinesische, russische, indische Messer. Dazwischen der Kopf eines riesigen Tigers, als stete Erinnerung an einen Kampf in den nächtlichen Dschungeln, der ihm fast vor Jahren das Leben gekostet.

„Na, endlich!“ blies Matterton kurz in die Wolken, die aus seiner Pfeife zur Decke aufstiegen. „Die Sache beginnt endlich lustig zu werden. Sie kriegt wieder Tempo!“

Er fühlte die Faser des seltsamen Briefes und hielt das Papier prüfend gegen das Fenster. Ein Bogen wie tausend. Nachdenklich ging er zu dem Diwan hinüber und legte den Kopf auf ein pfaublaues Kissen, das Gastgeschenk eines exotischen Fürsten.

Matterton war einer jener Weltbummler, die aus tiefstem Zwang ihres stürmischen Blutes in keinen Beruf der Alltätigkeit paßten. Ein großes Vermögen, das er früh ererbte, gab ihm jede Möglichkeit, nach seinen Wünschen zu leben und zu wirken. Außerseiter aus Muß wie aus Neigung, fand er sich fremd unter anderen Menschen, die noch nach Gesetzen und Vorschriften lebten. Er mußte Raum haben zum freudigen Atmen, Meere und Wälder, Wolken und Gletscher. Und Kampf, steten Kampf um herauschende Siege. In freier Natur mit den Tieren der Wildnis, im schäumenden Strom, auf dem Rücken der Pferde, im Spiel mit den Winden, im rasenden Auto, auf sonnigem Turfplatz wie im Boudoir schöner, wertstolzer Frauen. In kaum einem Sport rang er nicht um die Palme und flocht seinen Namen in stolze Rekorde. Jahrelang war er der Liebling der Menge. —

Dann hatte auch das seinen Zauber verloren. Er sank sich ernüchert von der Wiederholung des doch ewig Gleichen. Was machte es aus, ob er heute einmal einen Rennsieg gewann, einen Vorgegner schlug oder um zwei Sekunden den Schwimmrekord brach? Es wurde ihm gleichgültig, schien ihm nicht wert, dieses köstliche Leben dabei zu verschwenden. In stets gleichem Training. Die Ferne, das Rätsel, das noch Unbekannte, das Abenteuer, das Spiel mit dem Tode schien ihm plötzlich einziger Zweck seines Lebens. Es war ihm, als wolle er nicht mehr begreifen, wie er seine Zeit mit so kleinlichen Spielen wie sportlichem Wettkampf vertan haben konnte. Zwei Tage darauf war er plötzlich verschwunden. Sein Trainer lief aufgeregt durch alle Zimmer und telegraphierte nach allen vier Winden. Erst nach fast drei Wochen schrieb Matterton flüchtig, er reise nach Indien und lasse ihn grüßen. Ein Scheck auf die Bank sei von ihm angewiesen. Sonst nichts. Keine Zeile.

Jahrelang blieb Matterton für Europa verschollen. Dann sprach eine Welt plötzlich von einem Buche, das eben in einem Verlage erschienen und Aufsehen machte. Rolf Matterton, „Wunder und Rätsel der Erde“. Es war in herauschendem Tempo geschrieben und gab Abenteuer aus allen fünf Welten, vor deren Phantastik und Kühnheit man bebt. Seltsame Feste exotischer Völker, entsetzliche Riten irrsinniger Sekten, Blutrausch wilder Opfer, erotische Orgien, mystische Kräfte unheimlicher Menschen. Und alles dies plastisch geschildert von einem, der es selbst erlebte in Jahren der Suche nach Wundern und Rätseln. Und der immer siegreich und lächelnd dabeistand, um alles als Teil der Natur zu erklären. Als Teil einer Schönheit und Buntheit der Schöpfung, an der meist die übrige Menschheit vorbeiging im Schlaf ihres Blutes.

Noch nicht dreißigjährig, war Rolf Matterton wieder der Liebling der Welt, der gefeierte Sportsmann und Forscher Europas. Man liebte in ihm den Vertreter des Neuen, der Sehnsucht der Gegenwart, die Sensation und Erregungen brauchte zur täglichen Nahrung. Man bot ihm die glänzendsten Engagements, bot ihm Würden und Aemter im sportlichen Leben. Die Forschungsgeellschaften rissen sich um ihn und legten ihm nahe, ihr Mitglied zu werden, für ihre Museen die Welt zu bereisen. Er lehnte es ab, stets bescheiden und freundlich, doch ohne zu zögern. Er wollte kein Band, das ihn irgendwo festhielt. Er schenkte die kostbare Sammlung der Reisen dem Stanley-Museum und schrieb selbst an einer Fortsetzung des Buches, von dem alle Welt sprach. Er war viel auf Reisen und wohnte abwechselnd an der Riviera, in London, Paris, in Berlin und München. Ihn fand schon das erste Erscheinen des Werkes in unsteter Stimmung, in ewiger Reiselust, die jede Ordnung, der Mangel an Abenteuern des Lebens stets bald in ihm großzog, als ihn jene Nacht in ein Rätsel hineintrief, das ihn durch zwei tiefblaue Augen in Bann zog...

„Alter Totenkopf!“ dachte er stumm und mit dankbarem Lächeln, als er seinen Brief wohl zum drittenmal durchlas. „Du ahnst ja nicht, wie ich schon in deiner Schuld bin! Du drohst mit dem Tode und schenkst mir das Leben, das diesmal — ein Weib ist! — Oker Ge-

pensteronkel!“ flüsterte er, während er ganz beruhigt und seelenfroh einschloß . . .
Das gelbe Papier wehte achtlos zu Boden . . .

Auch Ines van Hoogh fand unter der Post, die der Diener ihr brachte, eine seltsame Zuschrift, die sie überraschte.

Ein zierlicher Briefbogen, der parfümiert war, so daß Ines an eine Schreiberin dachte, war mit der Maschine geradlinig beschrieben. Die Unterschrift fehlte. Als Ines ihn las, wuchs ihr erstes Erstaunen zu leichter Verblüffung . . .

„Hüten Sie sich! Ihnen drohen Gefahren. Sie schenken einem Abenteuerer Vertrauen, der nachts in Ihr Haus drang, nachdem er den Einbruch bei Ihnen fingierte. Er stellt Ihrem Geld nach.“

Meiden Sie künftig die Nähe des Mannes und sagen Sie nichts von der heutigen Warnung!

Ein Mensch, der es gut meint . . .“

. . . Sie war ganz verwirrt und ging zu einem Sessel. Es stach einen Augenblick in ihrem Herzen wie mit einer Nadel. Ein flüchtiges Zittern durchlief ihren Körper. Sie fühlte, es war keine Furcht, die sie lähmte. — Ein Giftkeim war in ihre Seele gedrungen und fraß ähnd weiter.

Was sagte die Zuschrift? — Wer hatte Interesse, so dringend zu warnen? Was war davon Wahrheit? — Hundert Fragen stürmten zugleich auf sie ein und raubten ihr immer von neuem die Ruhe.

Nur Matteredton konnte natürlich gemeint sein. Und er sollte —? Lächerlich! Er ein Verbrecher? Sie wehrte voll Unwillen ihren Gedanken. — Wer spricht von Verbrechen? Sang es in der Seele. Er stellt deinem Geld nach — das taten sie alle, die du bisher kanntest, seitdem du die fünfzehn Millionen geerbt hast! Ist das ein Verbrechen? Er sucht deine Nähe, um dich zu gewinnen. Kannst du es bestreiten, daß er bei dir einbrang, sich dir einfach aufzwang? „Nein, nein!“ rief sie feuchend und lief durch das Zimmer, als fliehe sie vor ihrem eigenen Denken. „Es ist alles Wahnsinn, Verleumdung, Entstellung! Er opfert sich mir, — ohne Dank zu begehren. Er wollte mich schützen. Rolf Matteredton Abenteuerer? Nein, niemals!“ Hoh! höhnte es stärker, — was ist er denn anders? Er nennt sich doch selbst so. Er pfeift auf die Menschen und ihre Begriffe und tut nur, was er will. Er sucht Abenteuer, wo er sie nur findet. Warum solltest du diesmal nicht sein Objekt sein? Sein Spielzeug sein? — „Schweigt doch! So Schweigt doch!“ — Sie preßte die Hände fest gegen die Ohren, doch ihre Gedanken bestürzten sie weiter.

Er sollte den Einbruch selbst inszeniert haben, um sie zu verblüffen, sich ihr aufzudrängen? Nie wäre sie auf solchen Unsinn gekommen. Es war zu absurd! — Aber liechte nicht Matteredton alles Berrückte, Extreme, Verblüffende? Tausendmal hatte er das aller Welt schon bewiesen. Warum hätte er diesmal anders gehandelt? Wenn es ihm nur Spaß machte, sie so zu täuschen. Den Helden zu spielen, um sie zu gewinnen. Um fünfzehn Millionen, da tat man schon manches, was sonst ganz absurd schien. Gerade ein Matteredton, — dessen Vergangenheit unklar und wirr war. Der abenteuernd die Erde durchzogen. War das, was er in seinen Büchern erzählte, was er selbst erlebte, denn nicht noch weit toller? Rolf Matteredtons Bild stand vor ihr wie in Nebeln. Es bog sich und zog sich zu fremden Grimassen.

Um Mitternacht war er zu ihr gekommen, wie durch einen Zufall. Miß Robertson hatte um Hilfe geschrien. Er hatte den Totenkopf oben gefunden und selbst die Erklärung des Einbruchs gegeben.

Sie las ihren Brief immer wieder von neuem.

. . . Sie schenken einem Abenteuerer Vertrauen, der nachts in Ihr Haus drang, nachdem er den Einbruch bei Ihnen fingierte. Er stellt Ihrem Geld nach —“

Womit konnte sie diesen Vorwurf entkräften? Wie konnte sie selbst dessen Torheit beweisen? Die grelle

Verleumdung traf sie ohne Waffen. Sie hatte ja nichts als ihr volles Vertrauen. Vor dem man — sie warnte.

. . . Er stellt deinem Geld nach . . . Blicb das denn nicht wenigstens immer noch Wahrheit, wenn auch alles andere Lüge und Wahn war?

„Herrgott!“ schrie es in ihrer bebenden Seele, „warum gabst du mir diese fünfzehn Millionen, die alle begehren? Warum läßt du sie alles Denken vergiften? Wem kann ich noch trauen, seitdem ich so reich bin?“

Ihr Blick irrte hoffnungslos über die Zeilen.

„. . . Meiden Sie künftig die Nähe des Mannes und sagen Sie nichts von der heutigen Warnung!“ —

Stand es ihr nicht frei, diesen Rat zu befolgen?

Um jedem Konflikt aus dem Wege zu gehen. Es gab hundert Gründe, dies zu motivieren.

Sie rang ihre Hände in weher Verzweiflung.

„Ich kann nicht! — Ich will nicht!“

. . . Er stellt deinem Geld nach! —

Beweise! — sang es triumphierend als Antwort.

Das ist nicht bewiesen! — So prüfe! Es steht dir ja frei, ihn zu prüfen. Belauere selbst all sein Tun, seine Worte! —

Sie starrte, entsetzt über ihre Gedanken, vor sich auf den Teppich und schreckte zusammen, als es draußen klopfte.

„Hercin!“ rief sie leise.

Miß Robertson kam eilig zu ihr ins Zimmer.

Herr Matteredton!“ meldete sie, heimlich lächelnd.

In Ines van Hoogh kämpften Zweifel und Wünsche. Sie preßte die Hand mit dem Blatt auf den Busen und wandte sich unschlüssig nach ihrem Schreibtisch. Dann stieg leichte Röte ihr tief in die Schläfen. —

„Ich bitte!“ —

Miß Robertson trippelte hastig zur Tür. Um Ines van Hoogh wogten flimmernde Nebel. Sie zwang sich zur Ruhe.

Im Rahmen der Tür stand Matteredton lächelnd, — schlank, rassig, mit jungenhaft fröhlichen Augen. —

(Fortsetzung folgt.)

Kurtchens Fahrt nach dem Osten.

Auf der Fahrt nach Warichau.

Ein Filmaufnehmer nebst Zubehör fährt auf einem Lastautomobil beständig auf dem freien Platz hinter dem Parkett hin und her und sucht Lücken zwischen den Regenschirmen. In den Fensteröffnungen des Glacékorridors und auf den Dächern der Häuser lauern Menschen mit Photographenapparaten und nehmen Regenschirme aus der Vogelkai auf.

Ein weißgewesener Terrier sitzt auf den Kopfsteinen, langweilt sich und läßt sich stundenlang das Fell nahregnen. Sicher denkt er: „Was die Menschen können, das kann ich auch.“ Das Pferd des berittenen Schutzmans vor der Limonadenbude tänzelt nervös herum und scharre abwechselnd mit den beiden Vorderbeinen das Pflaster.

Plötzlich fährt alles zusammen. Ein paar Kanonenschüsse zerreißen die Stille, das Zeichen, daß die neue Krone auf das Marienbild gesetzt wird. Nun folgen wieder Chöre, dann spricht jemand von der Kanzel. Aber seine Stimme erschallt von der entgegengesetzten Richtung her, aus den an den hohen Säulen der Bogenlampen angebrachten Lautsprechern.

Es dauert wieder sehr lange, und man versteht nicht ein Wort. Die Leute sind unzufrieden und meinen, man hätte die ganze Sache verschoben müssen. Wozu seien denn meteorologische Stationen da?

In der Bude herrscht die lebhafteste Unterhaltung. Ein Polizeiwachtmeister kauft sich ein paar Bonbons, weil doch heute Schnapsverbot ist. Ein Schutzmann schimpft über die Unterbringung der herbeigerufenen Polizeimannschaften in Pferdebeställen, und daneben steht ein Bäckfisch und himmelt ihn immerfort an, denn er ist ein hübscher Kerl. Ein eingeborener Wilmaer erzählt den ganzen Weltkrieg, und weil sie draußen immer noch nicht fertig sind, auch noch sein ganzes Leben. Die Frau und die Tochter des Juden haben die Arme auf den Tisch gelegt und schlafen.

Nun ist es vor der Basilika so weit. Die Prozession ordnet sich, das Marienbild wird einen Augenblick sichtbar.

Wir sind hungrig und streben nach dem Bernhardinergarten, wo das Mittagessen wartet. Aber man wird nirgends durchgelassen, in strömendem Regen stehen wir abermals eine Stunde halb unter einem Torbogen, halb unter der Traufe, und sehen die Prozession vorüberziehen.

Arme Dorfleute, die der Mutter Gottes zu Ehren ihr Bestes angezogen hatten, zogen in endlosem Zuge durch die Straßen

Wilnas; schmutzig farbige Bahnen trocken von den durchweichten Kirchenfenstern auf die weißen Kleider der Mädchen; alte Mütterchen wandten frierend, barfuß, ein armseliges Körbchen mit Lebensmittel für die Wallfahrt am Arm, nebenher; und alle sangen mit einer Art von gläubiger Verzweiflung ihre frommen Gesänge, starr ins Leere blickend.

Mein Freund, der Peter Müller, hätte sicher gelacht. Es waren auch durchaus nicht alle Zuschauer ernst. Aber mir kam die ganze Geschichte unendlich traurig vor. Und Vater machte sein ernstestes Gesicht.

Als sich „Welle 270“ dann endlich beim Mittagessen wieder fand, konnte man mit gutem Gewissen so ein ganz kleines bißchen trinken. Alle diese hellen Schühchen, Seidenkleidchen und gebrannten Lächeln gehörten für eine Weile der Vergangenheit an. Nur der Inhalt der Federbüchsen war trocken geblieben.

Es gab Kalbsbraten mit Nudeln, Kartoffelbrei und etwas Salat — oder Hackbraten. Aber in Wilna heißt der Hackbraten „Schnitzel“, zur größten Empörung derer, welche an Wiener Schnitzel gedacht hatten.

Und nach dem Essen wurde ein bißchen getanzt. Eigentlich tanzte nur der wiedergesundene Nefte mit Fräulein Handzia, und die Ciocia war sehr entrüstet. Aber sie sagte es nur Vater, und der meinte beruhigend: „Das ist eben heutzutage nicht anders; erst die Pflicht, und dann das Vergnügen.“

Noch ein bißchen Wilna.

In Wilna gibt es viele Kirchen, katholische und orthodoxe, auch Synagogen und sogar eine Moschee. Also etwas vor Warschau voraus; denn ein Teil der Bevölkerung sind waschechte Tataren.

Der Führer von Wilna und Vater sagten, St. Anna sei ein Schmuckstück echter Gotik, und bewunderte sie lange und eingehend; ich beschäftigte während dessen die gleich dahinterliegende Bernhardinerkirche, wo im Fußboden des Eingangs eine große Tafel mit der rätselhaften Inschrift: „Gustav Lehmann 1899“ eingelassen ist. Und außen herum geht eine blutige Kirchhofsmauer. Vater sagte auch, so eine Farbe habe er in seinem Leben noch nicht gesehen.

Es gibt auch Gedenktafeln an große Menschen und wichtige Ereignisse an manchen Gebäuden, wie: „Hier starb Syrokomla“ oder: „Hier hat Napoleon übernachtet.“

Im Museum der „Freunde der Wissenschaften“ kann man noch viel mehr von der Sorte lernen; man sieht die Tassen, aus denen führende Geister Kaffee getrunken haben, Totenschädel mit großen Schußlöchern aus den Aufständen und enorm viele Porträts. Das ist ungeheuer bildend, sagt Vater, aber ich sage, es darf nicht zu viel sein.

Ein Bild fiel besonders auf, aber es hing auf der Treppe, „Polen im Sturm“. Auf der Höhe eines leuchtenden, metallglänzenden, erstarren Ozeans ein geisterhaft von innen heraus glühendes Schiff. Vater wollte es in Ruhe betrachten; aber man mußte immer schnell weiter gehen, sonst wußte der Aufseher nicht, auf wen er aufpassen sollte. Die „Monna Banna“ ist ja auch einmal aus einem Museum gestohlen worden. Oder hieß sie anders? Aber vielleicht hatte er auch Angst um seine Totenschädel.

Der verlorene Sohn sagte überhaupt: „Das Bild ist Quatsch“, und zwar auf Deutsch. Vielleicht wußte er das polnische Wort nicht. Aber dann hat es ihm doch wohl ganz gut gefallen. Als ich genug hatte von den Kaffeetassen und lieber in der frischen Luft auf die andern warten wollte, stand er immer noch auf der Treppe und ganz dicht bei ihm Panna Handzia, weil man es nur von einem Punkt aus ordentlich sehen kann. Die waren ganz rot vor patriotischer Begeisterung.

Dann kam die Ciocia und sagte, es sei ein Skandal, und er solle mit ihr gehen. Aber er meinte, sie solle sich nicht um Dinge kümmern, die sie nichts angingen, und wenn sie durchaus einen Kavallerie brauche, solle sie mit mir gehen.

Ich verdiente diese Ehre gar nicht und war auch nicht so entzückt, aber sie ging doch mit mir.

Pan Pawel erbt von seinem Vater drei Häuser und noch viel Geld und ist 21 Jahre alt, und es ist eine Dummheit, daß er sich mit Panna Handzia Bilder ansieht. Und die Tante ist verantwortlich, wenn auf der Reise etwas passiert.

Die Ciocia ist sicher eine sehr gute Frau. Sie macht sich solche Sorgen.

Dann konnten wir wieder nirgends durch und saßen auf einer Bank in den Anlagen. Dort waren noch mehr alte Damen, und ich erfuhr, daß in Wilna ein Kilo Rindfleisch ohne Knochen 5 Pfennig kostet; und daß in Posen überhaupt alles viel schöner und besser sei. Dann las mir der Enkelsohn einer dieser Damen eine Seite aus dem Führer vor; er war erst 6 Jahre und ging noch gar nicht zur Schule. Kurzgehn, schäm dich. Dann erzählte er mir, in Kalwarja sei es sehr schön, dort gebe es viele Erdbeeren und viele Schnecken.

Nach dem Abendbrot (Kalbsbraten, gehacktes Schnitzel usw.) hatten wir noch eine Stunde frei zur Besichtigung der Illumination; die meisten wollten lieber im Café sitzen und kamen dann sehr spät nach Hause. Da schimpfte der Kierownik, aber sie sagten, er solle keine deutschen Moden einführen. Schlafen könne man in Posen.

Bei Nacht sieht Wilna noch hübscher aus als bei Tage; aber vielleicht nicht immer. Die Basilika samt dem häßlichen Glockenturm hatte alle Laternen mit elektrischen Lämpchen nachgezogen, alle Häuser bis zur Ostbra Brama hatten brennende Kerzen in den

Genstern. Irgendwo hing am Horizont ein weißer Adler in rotem Felde aus Glühbirnen zwischen den Sternen.

Aber seenhast steht der stille Winkel aus, in dem die Kapelle der heiligen Jungfrau das die Straße überwölbende Tor krönt. Das wunderwürdige Bild ist an seinen Platz zurückgebracht worden. Eine schweigende, ehrfürchtige Menge drängt sich in der engen Gasse, Menschen liegen auf den Knien und flüstern Gebete, die frommen Landmädchen küssen das Straßenpflaster, ehe sie den heiligen Ort verlassen.

Die ganze Gasse ist schneeweiß gestrichen, lange litauische und polnische Fahnen wehen von den Dächern bis fast zur Erde, alles ist in Licht getaucht, und die Kapelle besonders leuchtet und funkelt wie ein kostbares Kleinod.

In „Welle 270“ werden nachher Stimmen laut, Heiligenverehrung und elektrisches Licht sei eine Geschmacklosigkeit, zur Zeit der Mutter Gottes habe es keine Glühbirnen gegeben. Aber Vater beruhigt wieder die Unzufriedenen. Man könne es höchstens eine Stilllosigkeit nennen, aber schön sei es doch.

Auf dem Heimwege schloß sich eine sehr schöne junge Dame an uns an, aber zur „Welle 270“ gehörte sie nicht. Vater packte mich beim Arm und zog mich voraus, und als ich mich umdrehen wollte, sagte er, ich solle mich nicht um Dinge kümmern, die mich nichts angingen. Ich begreife Vater gar nicht. Sie hatte doch ein Gesicht wie Milch und Blut und einen so roten Mund, viele Perlenketten um den Hals und duftete so fein. Ich fand sie viel hübscher als Fräulein Schmetterling.

(Fortsetzung folgt.)

Ungern-Sternberg:

Was dir geschah an Freude und Leid...

Was dir geschah an Freude und Leid,
Wage es festzuhalten!
Nacklos an die Pforte der Zeit
Drängen sich neue Gestalten.

Unaufhaltsamer Untergang
Jedes schweigenden Dinges:
Hatte dein Leben einen Klang,
War es ein Lied, so sing es!

(Mit besonderer Genehmigung des Romantik-Verlages Berlin, dem Buche „Der irdne Becher“ von Kolk von Ungern-Sternberg, entnommen.)

Sebastian Droste gestorben.

Roman oder Wirklichkeit.

Sebastian Droste — jeder, der diesen Namen hört, glaubt, ihn irgendwie, irgendwann einmal gelesen oder gehört zu haben. Aber wo? Niemand kann es genau sagen, niemand weiß recht, in welchem Zusammenhang dieser Name Erinnerungen in seinem Gedächtnis wachruft. Die meisten glauben, es mit dem Titel eines Romans zu tun zu haben, und man weiß wirklich nicht recht, ist dieser Sebastian Droste Roman oder Wirklichkeit.

Sebastian Droste ist Wirklichkeit — gewesen. Sebastian Droste ist tot.

Er war der Sohn einer Hamburger Senatorenfamilie, aber ein sogenannter verlorener Sohn. Abenteuerlust, die vielleicht — man weiß nicht recht woher, vielleicht eben durch das Hamburger Klima — in sein Blut geraten war, ließ den jungen Dummheit frühzeitig von zu Hause durchbrennen und trieb ihn zu einem Leben, das Stoff gibt für Filme, Theaterstücke und Romane.

In Wien tauchte er zuerst auf, geriet bald mit der Polizei in Konflikt und wurde unter dem Namen Sebastian Droste in den Aktenstücken der Wiener Kriminalpolizei verewigt. Etwas später traf er auf die Tänzerin Anita Verber, diesen Inbegriff dessen, was man echtes Laster nennt. Die Zeit der Wirren, die anbrach, trugen Sebastian Droste und Anita Verber als einen Beleg, als ein unteilbares Ganzes in die Höhe. Beide standen zu dieser Zeit im Zenit ihres Ruhmes. Sebastian Droste und Anita Verber waren die Zugnummern aller Varietés, Kabarets und Reprolofale.

Eines Tages waren die Perlen und Brillanten Anitas verschwunden und mit ihnen Sebastian Droste. In Amerika tauchte er wieder auf. Bald hatte er einen Kreis von Menschen um sich versammelt, um die die wildesten Gerüchte freisten, Menschen, deren Name Orgien zügelloser Leidenschaften und Lüste verkörperte. Der Name Sebastian Droste tauchte wieder in den Zeitungen auf in Verbindung mit den Skandalaffären der amerikanischen Gesellschaft.

Zur gleichen Zeit aber entdeckte Sebastian Droste sein schriftstellerisches Talent, und unter dem Pseudonym Baron Willh veröffentlichte er in der „B. Z.“ originelle amerikanische Sittenbilderungen.

Lange war seines Weibens auch in Amerika nicht. Er kehrte nach Hamburg zurück, wo er jetzt an den Folgen seines tollen Lebens starb.

Ein Schritt ins Jenseits.

Plauderei von Franz Hochberg.

Von dem seltsamen Zwischenzustand, den ein Mensch durchmacht, der sich einer Operation unterzieht, plaudert einer, der ihn vor kurzem erlebt hat.

Da ist die Stimmung des Sommertages mit glühender Sonne am Himmel und mit Staub und Benzingeist in den Straßen, durch die das Auto den Erkrankten zu der plötzlich notwendig gewordenen Operation in das Krankenhaus fährt. Ist es nicht natürlich, daß der Himmel blauer, die Bäume grüner und die Mädchen schöner als je erscheinen, da man weiß, daß man sie lange nicht mehr wiedersehen wird, wenn man sie überhaupt jemals wiederseht?

Schließlich schließen sich die Tore des Krankenhauses hinter einem, ist man nicht mehr sein eigener Herr, man bekommt eine Nummer und wird wie ein hilfloser Säugling behandelt. Es heißt sich zu Bett legen, worauf der Arzt kommt, um einen an allen Gliedern sogleich zu untersuchen. Am anderen Morgen soll die Operation stattfinden, nur noch eine dunkle Nacht trennt den Kranken von ihr. Damit er sich nicht unnötig aufregt, bekommt er ein Schlafmittel, wird aber am anderen Morgen um 6 Uhr pünktlich geweckt. Das ist Krankenhausordnung, wiewohl noch lange Stunden vergehen, nein, dahinschleichen müssen, ehe man mit Wolljade, Wollstrümpfen, die bis über das Knie gehen, und einem Krankenhaushemd zur Operation gerüstet und durch viele lange Gänge in den Operationsaal gefahren wird. Der Arzt überzeugt sich nun, daß man keine künstlichen Zähne hat und probiert verschiedene Betäubungsmasten, bis er eine gut passende findet, die er dem Kranken anlegt, worauf er mit Aether tropfenweise dessen letzte Widerstandskraft lähmt, so daß Herz und Nerven unempfindlich werden. Es dauert zehn bis fünfzehn Minuten, bis die Narkose tief genug ist, aber die zehn bis fünfzehn Mal, die man noch Atem schöpfen kann, ehe man das Bewußtsein verliert, erscheinen einem wie eine Ewigkeit. In einer gewissen Spannung und sehr vorsichtig saugt man die äthergefättigte Luft ein.

Angenehm ist das sicher nicht, doch Phantasie und Willenskraft können hier viel tun. Man fühlt, wie die Lungen sich wie ein Ballon mehr und mehr mit einem Stoff wie verdünnter, eiskaltter Luft füllen, etwa wie wenn man Menthol einatmet. Es triebelt etwas im Hals und ruft Hustenanfälle hervor, die der Arzt zu beruhigen versucht, indem er einbüßig sagt: „Nuhig atmen! Nuhig tief atmen!“ Um diese Reize rasch zu überstehen, tut man ein paar tiefe Atemzüge. Da fühlt man im Hirn die Wirkung eines Nausches. Man ist sich klar, daß jetzt endlich die Narkose zu wirken beginnt, man atmet noch tiefer, hat ein Schwindelgefühl und gleitet in einen Zustand völliger Gefühllosigkeit hinein. Das Gehirn arbeitet jedoch noch. Der Arzt hebt ein Augenlid des Patienten, der ihn deutlich sieht, aber die Berührung nicht spürt. Dann gleitet man leise in einen tiefen und traumlosen Schlaf hinein, man verliert völlig jeden Kontakt mit seinem eigenen Dasein. Man steht jenseits der Grenze.

Was in diesem Zwischenzustand geschieht, kann man hinterher nur erraten, da man glücklicherweise nicht das mindeste spürt und erst in seinem Bett wieder erwacht, außerstande, die Gedanken sofort zu sammeln. Man erinnert sich nicht gleich der Betäubung und kann es gar nicht glauben, daß die Operation schon überstanden ist.

Wie der Alkoholrausch verschieden auf die Menschen wirkt, so auch die Narkose. Hat man das Glück, ohne Schmerzen zu erwachen, so möchte man am liebsten gleich aufstehen und sich nach Hause begeben. Man mag nicht gern allein sein und würde am liebsten gleich Besuch empfangen. Aber das darf man leider nicht. Man darf auch nichts essen, weil man sich sogleich erbrechen würde, denn eine Narkose wirkt auf die meisten Menschen wie Seekrankheit. Aber man verzichtet gern, weil alles gut verlaufen ist, und es jetzt wieder vorwärts geht, zu Leben und Freiheit.

Nach dem ersten Glückstrausch verfällt man in ein Hindämmern und ist viel zu müde, irgend etwas zu unternehmen. So gleitet der Tag langsam in die Nacht und wird zum neuen Tage.

Mit unendlich langsamen Schritten kommt die Gesundheit; ganz allmählich bekommt man wieder seine normale Kost: Tee, Milch und Kaffee statt Eiswasser, die Fieberkurve über dem Bett beruhigt sich, man darf die erste Zigarre rauchen, Besuch empfangen, Zeitungen lesen.

Passiv nimmt man am Gang des Lebens wieder teil.

Man bekommt allmählich wieder das Gefühl, auf eigenen Füßen stehen zu können, man wird ungehorsam gegen die strengen, allzu strengen Krankenhausvorschriften; immer größer wird die Ungebulb, bis endlich, endlich der Tag kommt, da man fliehen kann aus diesem Nhl der Kranken. Hinter einem liegen Bein und Ungewißheit — man hat ein köstliches Gefühl von Sicherheit, doch noch diesseits der Grenze geblieben und nicht eingegangen zu sein in jenes unbekannte Land, dessen Verkehrs Vorschriften wir alle nicht kennen.

Verfluchte Millionen.

Die Zeit der Sajakaldramen, in denen verwunschene Messer von den Wänden fielen und irgend jemand töteten oder in denen Anfrauen wegen irgend einer verjährten oder auch einer eingebildeten Schuld durch die Räume geisterten, um ihren Nachfahren von kommendem Unglück Kunde zu geben, ist wohl vorüber, und doch erleben auch wir in unseren Tagen etwas Ähnliches.

In dem Vermögen Samuel Hiding's, eines amerikanischen Millionärs, hängt ein Fluch, der allen, die mit der Erbschaft

Hiding's in Berührung kommen, einen gewaltsamen Tod zu bereiten scheint.

Samuel Hiding kam mit Tausenden armer Schlucker nach den Goldfeldern Kaliforniens, als diese gerade erschlossen wurden. Er machte sich in zäher Arbeit sehr schnell ein Vermögen von 50 000 Dollar, verließ dann das Goldgebiet, um sich in Chicago anzufesteln und durch glückliche Börsenspekulationen sein Vermögen um ein Vielfaches zu vermehren. Landespekulationen und Ankäufe von Häusern erhöhten sein Vermögen weiter. Er galt aber bei allen, die mit ihm in Berührung kamen, für einen Mann, dessen Charakter wenig erfreulich war. Und so wird von ihm erzählt, daß er seinen einzigen Sohn in den Tod trieb, weil dieser sich in ein vermögensloses Mädchen verliebte, das zu heiraten ihm der Vater verwehrt. Als die Mutter von dem Selbstmord ihres Sohnes erfuhr, soll sie die Millionen Samuel Hiding's verflucht haben.

Drei Jahre nach dem Selbstmord seines Sohnes endete Samuel Hiding durch Banditen. Seine Frau trat die Erbschaft an, überlebte aber ihren Mann nur um 1½ Jahre, um bei einem Hausbrand von einem herabfallenden Balken erschlagen zu werden. Der Erbe der Hiding'schen Millionen ist ein Kesse, der ein leidenschaftlicher Jäger war. Drei Wochen nach Antritt seiner Erbschaft wurde er auf einer Jagd von einer Schlange gebissen und starb an den Folgen. Sein unmündiger Sohn wurde der Erbe.

Als dieser Sohn majorenn geworden war, heiratete er eine Abenteuerin. Die Ehe war wenig glücklich und endete durch seinen Tod, über den die wildesten Gerüchte verbreitet sind. Es heißt, daß seine Frau ihn vergiftet haben soll, aber man kann ihr diesen Verdacht nicht nachweisen. Sie kam bei einem Eisenbahnunglück ums Leben.

Ihr Erbe ist ein Filmschauspieler, mit dem sie in zweiter Ehe verheiratet war. Gegen diesen Erben haben die Verwandten der Frau jetzt eine Erbschaftsklage eingebracht, die zurzeit in New York verhandelt wird. Welches der Ausgang des Prozesses sein wird, läßt sich noch nicht vorhersehen.

Jedenfalls kann man, wenn man diese Familiengeschichte liest, sehr leicht zu der Meinung kommen, daß es für den Erben nur angenehm sein kann, wenn er den Prozeß verliert, da die Millionen des Samuel Hiding tatsächlich verflucht zu sein scheinen.

Allerlei Wissen.

Ein Schönheitsserum. Ein Wiener Arzt, Dr. Rapp, hat nach Pressmeldungen ein Schönheitsserum erfunden, das durch Einspritzen unter die Haut wieder Jugendfrische verleihen soll.

Der neue Intendant des Oldenburger Landestheaters. Der Theaterausch der Stadt Oldenburg hat den Intendanten Helmuth Goetze-Trier für zwei Jahre zum Intendanten des Oldenburger Landestheaters gewählt.

Eine Operette von Pietro Mascagni. Pietro Mascagni hat eine abendfüllende Operette, deren Text von zwei Wiener Librettisten stammt, vertont, die in der kommenden Spielzeit zugleich in Berlin, Brüssel und Mailand zur Uraufführung kommen soll.

Uraufführung in Bauen i. B. Intendant Egon Neudegg hat Hugo Wolfgang Philipps Schauspiel „Der Wassergänger“ zur Uraufführung für die kommende Spielzeit vorgesehen. Hugo Wolfgang Philipp, der von diesem Herbst ab Mittdirektor des Dresdener Schauspielhauses ist, hat mit seiner Tragikomödie „Der Clown Gottes“ an einer ansehnlichen Reihe von Bühnen starken Erfolg erzielt; sein Lustspiel „Das glühende Einmaleins“ ist eines der ganz wenigen wirklich guten Lustspiele unserer Zeit. Verhaftet distilliert wurde Philipps Essigband „Die Welt in Blickpunkt“.

Fröhliche Ecke.

„Wein verkehrt.“ In einem Weinpantischerprozeß, in dem der angeklagte Weinhändler die Verfälschung energisch bestritt, fragte der Vorsitzende den Gutachter: „Können Sie also, Herr Sachverständiger, es als absolut sicher bezeichnen, daß der beschlagnahmte Wein verwässert war?“ „Im vorliegenden Fall,“ meint der Gutachter, „war, genau genommen, der Wein nicht verwässert, sondern das Wasser verweint.“

Der schwerhörige Großpapa. Viki schreibt einen Brief an Großpapa. „Warum machst du denn so große Buchstaben?“ fragt die Mama.

„Weil der arme Großpapa doch so schwerhörig ist.“

Höfliche Leute. Man klagt gegenwärtig immer über Mangel an Höflichkeit. Ich finde das übertrieben; neulich bot ein junger Herr beim Verlassen der Straßenbahn einer stehenden Dame seinen Sitzplatz an.

Die Würstfinger. Clown im Zirkus: „Wenn der dicke Herr in der ersten Reihe nicht seine Finger von der Brustung nimmt, glaubt mein Hund, das seien acht Würste und ich kann nicht weiter arbeiten.“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.